Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins
54

Heidrun Edelmann

Die Universitäts- und Stadtbibliothek Köln im Zeitalter des Zettelkatalogs



böhlau


böhlau

Veröffentlichungen
des Kölnischen Geschichtsvereins

fortgeführt von der Historischen Gesellschaft Köln e. V.

herausgegeben von Ulrich S. Soénius

Band 54

Heidrun Edelmann

Die Universitäts- und Stadtbibliothek Köln im Zeitalter des Zettelkatalogs

BÖHLAU





Gedruckt mit freundlicher Unterstützung durch die
Kölnische Bibliotheksgesellschaft (als Jahresgabe für ihre Mitglieder) und den Landschaftsverband Rheinland

ISBN 978-3-412-53662-6 (Print)
ISBN 978-3-412-53663-3 (PDF)
ISBN 978-3-412-53664-0 (eLibrary)
DOI https://doi.org/10.7788/9783412536640

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://portal.dnb.de abrufbar.

© 2027 Brill Deutschland GmbH, Robert-Bosch-Breite 10, 37079 Göttingen, Deutschland

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Böhlau und Brill Deutschland GmbH sind Teile von De Gruyter Brill.
www.degruyterbrill.com

Publikationen des Böhlau Verlages finden Sie in unserem Webshop
www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

Fragen zur allgemeinen Produktsicherheit: productsafety@degruyterbrill.com

Umschlagabbildung: Alphabetischer Hauptkatalog der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln, 1954 (Foto: Universitätsarchiv Köln)

Korrektorat: Klara Vanek, Köln
Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln
Satz und Layout: Michael Rauscher, Wien
Druck und Bindung: Elanders Waiblingen, Waiblingen

Inhalt

Einleitung 7

1. Bücher für die neue Universität 15
   1.1 Drei Kölner Bibliotheken 15
   1.2 Ein »preußischer« Bibliothekar: Klemens Löffler 24
   1.3 Billige Lösung 31
   1.4 Politische Personalfragen 37
   1.5 Eilige Gründung 44
   1.6 Enge Spielräume 48

2. Drei Abteilungen und ein Aktenauto 57
   2.1 Stadtbibliothek 57
   2.2 Die ehemalige Hochschulbibliothek 69
   2.3 Eigenleben auf der Lindenburg 81
   2.4 Ein städtisches Aktenauto 93

3. Mit Bücher- und Raumnot in die Krise 101
   3.1 Klagen des Senats 101
   3.2 Abkommen mit Bonn 105
   3.3 Bibliothek und Neubau 114
   3.4 Verteilungskämpfe 125
   3.5 Ein säumiger Benutzer 137

4. Herr im Haus 141
   4.1 Antritt im Umbruch: Hermann Corsten 141
   4.2 »Führerprinzip« 155
   4.3 »Parteigenossen« und andere 163
   4.4 Bibliotheksbetrieb 173
   4.5 Netzwerke 185
   4.6 Konsolidierung 199

5. Rauben und Bergen 211
   5.1 Im Kriegsmodus 211
   5.2 Gute Geschäfte 219
   5.3 Auslagerung 231

6. Vom Nachzügler zum Primus 251
6.1 Entnazifizierung und Braingain 251
6.2 Rückführen, Aussondern und Restituieren 263
6.3 Zum Normalbetrieb 269
6.4 Erwerbungen vor und nach der Währungsreform 279

7. Neue Aufgaben und neuer Status 287
7.1 Verband der Bibliotheken des Landes Nordrhein-Westfalen 287
7.2 Ein Zentralkatalog für NRW 289
7.3 Das Bibliothekar-Lehrinstitut 299
7.4 Von der Stadt an das Land 305

Schluss 311

Dank 319

Abkürzungen 321

Abbildungen 324

Quellen und Literatur 325

Personenregister 344

Einleitung

Ende 1921 bat der Rektor der Universität zu Köln, ihm das »verfassungsmässige Verhältnis zwischen Universität und Bibliothek« zu erläutern. Dieses sei, erhielt er zur Antwort, »besonders eigenartig«. In der Tat unterschied sich die Kölner Universitäts- und Stadtbibliothek (USB) grundlegend von den preußischen Universitätsbibliotheken, die dem Kultusministerium in Berlin beziehungsweise dem »Universitäts-Kurator« als dessen Stellvertreter am Ort unterstanden. Eine ihrer drei Abteilungen war eine städtische Einrichtung und »als solche« dem Oberbürgermeister nachgeordnet, während für die beiden anderen Abteilungen »als zur Universität gehörig« das Universitätskuratorium verantwortlich zeichnete.[1] Der Doppelname »Universitäts- und Stadtbibliothek«, der bis heute in Gebrauch ist, drückte diese verschränkten Zuständigkeiten aus. Faktisch und ihrem Selbstverständnis nach war die »Universitäts- und Stadtbibliothek« jedoch bald nach ihrer Gründung im Jahre 1920 eine Universitätsbibliothek.

Seit der Zeit der Aufklärung galten die Universitätsbibliotheken vielen Gelehrten als »das allerwichtigste Institut für eine Universität«.[2] Ihre Arbeit zu verbessern, war das Ziel der Reformen des preußischen Bibliothekswesens am Ende des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Dabei ging es um eine Professionalisierung der Bibliothekare und um einheitliche Kataloge, um zweckmäßige Gebäude, aber auch um hinlängliche Etats für Erwerbungen sowie um Versuche, die Arbeit der Bibliotheken besser zu koordinieren. Abgesehen von der Königlichen Bibliothek in Berlin waren die größeren preußischen Bibliotheken durchweg Universitätsbibliotheken. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg erlebten sie eine Blütezeit.

Geschichten von Universitäten behandeln deren Bibliotheken meist stiefmütterlich.[3] Das muss keine Geringschätzung sein. Eher gelten Universitätsbibliotheken als eine Institution besonderer Art im Corpus der Hochschule. Ihre Geschichten werden deshalb in eigenen Arbeiten meist von Angehörigen der bibliothekarischen Zunft geschrieben und gehören unterschiedlichen Genres an. Als Klassiker gilt eine Geschichte der Bibliothek der Bonner Universität, die Wilhelm Erman 1919 am Ende seines Direktorats vorlegte.[4] Er löste eine Forderung von Gotthold Ephraim Lessing ein, des Aufklärers und Leiters der Bibliotheca Augusta in Wolfenbüttel. Lessing fand, eine Bibliotheksgeschichte, die diesen Namen verdiene, müsse von den »Taten« berichten, mit denen eine Bibliothek »der Wissenschaft genützt« habe, denn »ohne Taten

1 Lehmann an Eckert 20.12.1921, UAK 28/383; Eckert an Lehmann 4.1.1922, ebd.

2 Friedrich August Wolf, zit. Leyh: Bibliotheken, 1957, S. 383.

3 Heimbüchel/Pabst: Universitätsgeschichte, 1988; Hammerstein: Goethe-Universität, 1989, S. 734–737; Grüttner: Biographie, 2012; Geppert: Forschung, 2018.

4 Erman: Geschichte, 1919.

keine Geschichte«.[5] 1937 brachten der Leiter der Göttinger Universitätsbibliothek Karl Julius Hartmann und sein Stellvertreter Johannes Füchsel zum Universitätsjubiläum einen Sammelband zur Geschichte ihrer Einrichtung heraus, der wegen der maßgeblichen Beteiligung eines »nichtarischen« Kollegen anonym erscheinen musste.[6] Als Ladislaus Buzás 1972 ein faktengesättigtes Buch über die 500jährige Geschichte der Münchner Universitätsbibliothek veröffentlichte, bedauerte er, dass es sich dabei nicht um eine anspruchsvolle »Geistesgeschichte« handelte, sondern lediglich um eine »Vorarbeit« dazu; denn nach dem Zweiten Weltkrieg hätten die wenigen wissenschaftlichen Mitarbeiter alle Hände voll zu tun gehabt, »um die Kriegsfolgen zu beseitigen und die Routinearbeiten zu bewältigen«.[7] Ohne wissenschaftlichen Anspruch entstand 1974 Charlotte Schürfelds »erlebte Bibliotheksgeschichte« über die Universitätsbibliothek Bonn.[8] Dafür ist sie reich an wertvollen Informationen über den bibliothekarischen Alltag der zwanziger bis sechziger Jahre. 1979 feierte die Bibliothek der Hamburger Universität mit einem repräsentativen Jubelband ihre Gründung vor fünfhundert Jahren. Die Entwicklung von einer »Ratsbücherei zur Universitätsbibliothek« scheint sich ohne Konflikte und losgelöst vom historischen Kontext abgespielt zu haben.[9] 1981 legte Hannsjörg Kowark eine Arbeit über die Universitätsbibliothek Tübingen in den Jahren 1921 bis 1947 vor, zugleich eine biografische Studie über Direktor Georg Leyh, den großen Theoretiker des Bibliothekswesens.[10]

Ein neues Kapitel wurde aufgeschlagen, als in den 1980er Jahren, anlässlich der 50. Wiederkehr der sogenannten »Machtergreifung«, auch die Zunft der Bibliothekare begann, sich kritisch mit der eigenen Vergangenheit zu befassen. 1981 erlebte Ingo Toussaint noch handgreifliche Anfeindungen, als er seine Diplomarbeit über die Universitätsbibliothek Freiburg im »Dritten Reich« anfertigte und darin erklärtermaßen »sine ira et studio« niederlegte, »was aus den Akten ermittelt werden konnte«.[11] Mit dem Anspruch, dass »der Zeitabschnitt von 1933 bis 1945 nicht länger mehr als weißer Fleck auf der bibliothekarischen Landkarte zu gelten« habe, widmete der Wolfenbütteler Arbeitskreis für Bibliotheksgeschichte 1989 seine fünfte Jahrestagung dem Thema »Bibliotheken während des Nationalsozialismus«.[12] Ein Sammelband, der aus dieser Tagung hervorging, enthält mehrere Beiträge über Universitätsbibliotheken und geht auf die methodischen Probleme sowie die »Quellensituation« bei deren Erforschung ein.[13] Noch im selben Jahr veröffentlichte Ingo Toussaint den Band »Die Universitätsbibliotheken

5 Leyh: Universitätsbibliothek, 1933, S. 550.
6 Hartmann/Füchsel: Geschichte, 1937; Vodosek/Komorowski: Bibliotheken, 1989, S. 10.
7 Buzás: Geschichte, 1972.
8 Schürfeld: Universitätsbibliothek, 1974.
9 Kayser: Jahre, 1979.
10 Kowark: Leyh, 1981.
11 Toussaint: Universitätsbibliothek, 1982, S. V; ders.: Universitätsbibliotheken, 1989, S. 9.
12 Vodosek/Komorowski: Bibliotheken, 1992, S. 7.
13 Dies.: Bibliotheken, 1989, S. V f.

Heidelberg, Jena und Köln unter dem Nationalsozialismus«,[14] in dem Hans Gerd Happel die Kölner Universitäts-und Stadtbibliothek behandelte.[15] Ebenfalls 1989 erschien Happels Dissertation über »Das wissenschaftliche Bibliothekswesen im Nationalsozialismus. Unter besonderer Berücksichtigung der Universitätsbibliotheken«, die bereits eine vergleichende Perspektive wählte.[16]

Im Jahr zuvor hatte Köln der Gründung seiner mittelalterlichen Universität vor 600 Jahren gedacht. Aus diesem Anlass gab eine Kommission des Senats Studien zur »alten« wie auch zur »neuen« Universität in Auftrag. An die Bibliothek dachte sie nicht. Deshalb legten Reinhard Feldmann, Klaus Heimann und Alwin Müller-Jerina, drei junge Kölner Bibliothekare, »Notizen zur Geschichte der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln im 20. Jahrhundert« vor. Ihre Studie beleuchtete insbesondere die »bisher unzureichend dokumentierte[n] Zeitabschnitte«.[17] Wie schon Happel konnten sie sich auf keine wissenschaftlichen Vorarbeiten stützen und wegen der Sperrfristen die Archive nur eingeschränkt nutzen.[18] Der offene Umgang mit den gleichwohl zutage geförderten Fakten veranlasste Severin Corsten, den soeben pensionierten Direktor der Bibliothek, sich mit »Ergänzungen und Berichtigungen« zu Wort zu melden.[19] Nicht weniges von dem, was er vorbrachte, beruhte auf »Hörensagen« und diente, wie auch streckenweise ein 1994 erschienener Aufsatz von ihm,[20] nicht zuletzt dazu, seinen Vorvorgänger und Onkel Hermann Corsten in ein gutes Licht zu rücken.

Ein neues Fass beim Umgang mit der Geschichte des eigenen Hauses machte die Bibliothekarin Christiane Hoffrath auf, als sie die seit 1942 in der USB liegenden Bücher der Schwestern Elise und Helene Richter als nationalsozialistisches Raubgut identifizierte, darüber 2008 erstmals referierte[21] und im Jahr darauf eine vielbeachtete Monografie vorlegte.[22] Ihre 2012 erschienene biografische Arbeit über Hermann Corsten konturierte das gängige Bild des USB-Direktors zwischen 1933 und 1954.[23] Eine 2019 erschienene Chronik zur Geschichte der neuen Kölner Universität zeichnet, dem Genre gemäß, ein komprimiertes, aber doch prägnantes Porträt von Corsten. Sie berichtet auch bündig über die Umstände, unter denen die wertvolle Büchersammlung der rassistisch verfolgten Schwestern Richter »zum Spottpreis« an die USB gelangte

14 Toussaint: Universitätsbibliotheken, 1989. Mit Beiträgen von Hildegard Müller, Lothar Bohmüller und Konrad Marwinski sowie Hans Gerd Happel.

15 Happel: Universitäts- und Stadtbibliothek, 1989.

16 Ders.: Bibliothekswesen, 1989.

17 Feldmann: Notizen, 1988, S. 222.

18 Hermann Corstens Bericht über »Die Universitäts- und Stadtbibliothek im Zweiten Weltkrieg« kann eher als mündliche Quelle gelten. Corsten: Universitäts- und Stadtbibliothek, 1960.

19 S. Corsten: Universitäts- und Stadtbibliothek, 1990.

20 Ders.: Jahre, 1994.

21 Hoffrath: Bibliothek, 2008.

22 Dies.: Bücherspuren, (2009) ²2010.

23 Dies.: Bibliotheksdirektor, 2012.

und erwähnt schließlich, dass nach dem Krieg in Köln ein Zentralkatalog entstand, über den der Buchleihverkehr zwischen den wissenschaftlichen Bibliotheken des Landes Nordrhein-Westfalen abgewickelt wurde.[24] Zuletzt legte Gisela Lange, pensionierte Bibliothekarin der USB, eine detailreiche Studie über die Bibliothek der Kölner Handelshochschule vor, die 1920 zu einer Abteilung der USB wurde. Mit peinlicher Sorgfalt aber wenig Distanz geschrieben, kommt diese Untersuchung praktisch ohne historische Einordnungen aus.[25]

Die Geschichte einer Universitätsbibliothek als einer Institution zur Sammlung und Vermittlung von Wissen zu schreiben, heißt zunächst allgemein, die Entwicklung ihres Haushalts, des Personals und dessen Arbeitsbedingungen ebenso zum Thema zu machen wie das Wachsen und die Struktur ihrer Bestände. Ferner interessieren die Kataloge, die Ordnung in den Magazinen und die Gebäudeverhältnisse. Wie leistungsfähig eine Bibliothek ist, bemisst sich daran, in welchem Maße und wie zügig sie benötigte Literatur bereitstellt und wie gut die Benutzer in ihren Räumlichkeiten arbeiten können. In den Blick kommen auch die sich ablösenden oder gleichzeitig agierenden »Typen« von Führungskräften. Ebenso interessiert, wie sich bei der Verwaltung wissenschaftlicher Bibliotheken die Rolle von Frauen wandelte, die zunächst nur im mittleren Dienst tätig waren. Außerdem fragt sich, ob und wie die Bibliothek mit der Professorenschaft kooperierte, nicht zuletzt, wenn es um die parallel zu den zentralen Bibliotheken unaufhaltsam wachsenden Büchersammlungen in den Instituten und Seminaren ging. Schließlich ist zu untersuchen, wie Bibliothekare sich in Situationen verhielten, die ihre moralische Integrität auf die Probe stellten.

Wird Bibliotheksgeschichte in der Regel von Bibliothekaren resp. Bibliothekswissenschaftlerinnen geschrieben, entstammt dieses Buch einem anderen Kontext, nämlich den Forschungen zur Kölner Stadtgeschichte. Der Universitätsvertrag, den die Stadt 1919 mit der preußischen Regierung geschlossen hatte, verbriefte nämlich nicht nur das Eigentum der Kommune an den Sammlungen der drei Abteilungen der Universitäts- und Stadtbibliothek. Diese blieb auch für dreieinhalb Jahrzehnte unter kommunaler Aufsicht, sei es direkt als »Stadtbibliothek«, sei es indirekt als Einrichtung der ihrerseits »städtischen« Universität. Der Eigenartigkeit und den Weiterungen, die dem entsprangen, widmet die vorliegende Studie besondere Aufmerksamkeit.

Die Untersuchung konzentriert sich auf die Zeit, in der die Bibliothek und die Kommune eng verschränkt waren. Diese währte von der Gründung 1919/20 bis zur Übernahme auf den Haushalt des Landes Nordrhein-Westfalen in den Jahren 1953/54. Es geht um eine Epoche bibliothekarischen Schaffens,[26] die uns, obwohl unmittelbare Vorgeschichte der Gegenwart, bereits fern und fremd erscheint. Wer heutzutage in der Universitäts- und Stadtbibliothek ein Medium ausleihen möchte, gibt per elektronischem Endgerät auf der App des Hauses Keywords in einen Online Public Access Catalogue (OPAC) ein. Umgehend zeigt sich, ob das Gewünschte vorhanden

24 Knoch: Universität, 2019, S. 79, 101, 108.

25 Lange: Bibliothek, 2025.

26 Nikolaus Bernau: Was wird aus dem Berliner Zettelkatalog? FAZ 19.8.2025.

und aktuell ausleihbar ist. Wir bestellen es zur Abholung oder entnehmen es selbst einem Regal der Sofortausleihe; oft wird ein Link zu einem digitalisierten Volltext angezeigt. Sogar ein Großteil der Literatur, die in den ansehnlichen Sammlungen der Institute steht, lässt sich so ermitteln. Die EDV, die alles das möglich macht, hielt 1984 mit der automatischen Ausleihverbuchung Einzug in die USB.[27] Sie rationalisierte nach und nach die Katalogisierung und damit die Recherche.

1885 hatte Adolf Keysser, der erste Direktor der Kölner Stadtbibliothek, im »Centralblatt für Bibliothekswesen« eine Lanze für den Zettelkatalog gebrochen.[28] Dieser trat im späten 19. Jahrhundert seinen Siegeszug an und revolutionierte die bibliothekarische Praxis nicht weniger als hundert Jahre später die elektronische Datenverarbeitung. Noch heute stehen in der USB reihenweise kantige Holzmöbel mit unzähligen Schubkästen, die abertausende großenteils handschriftlich angefertigte Zettel von alphabetischen und systematischen Katalogen enthalten. Bibliothekare hatten »in unendlicher Kleinarbeit an den endlosen Katalogen zu arbeiten – und nicht zu ermatten«.[29] Mancherorts wird erwogen, die platzraubenden Zettelkästen samt Inhalt zu entsorgen. Das entrüstet Historiker, denn diese Karteikarten sind das »Abbild eines in Jahrhunderten aufgebauten Versuchs, Ordnung in das menschliche Wissen zu bringen«. Sie stehen für eine vergangene Epoche bibliothekarischen Schaffens.[30]

Bis ins späte 19. Jahrhundert hatte in wissenschaftlichen Bibliotheken der Bandkatalog dominiert, ein Foliant, in den die Titel von Werken handschriftlich eingetragen wurden. Während sein Fassungsvermögen prinzipiell begrenzt war, erwies sich der nach und nach an seine Stelle tretende Zettelkatalog – anfangs vorwiegend in Kapseln, später in Kästen angeordnet – als flexibel und beliebig erweiterbar. Er kann geradezu als ein Symbol für die euphorische Aufbruchstimmung an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert gelten. Für eine einheitliche Aufnahme der Titel in den alphabetischen Zettelkatalog als dem Hauptkatalog einer Bibliothek gab der preußische Staat »Instruktionen« vor und normierte bald auch das Format der Zettel. Ferner sollte die wissenschaftliche Literatur des Landes, das keine Zentralbibliothek besaß, in einem »Gesamtkatalog« erfasst werden. Die praktische Zetteltechnik setzte sich bei den systematischen Katalogen, auch Sach- oder Realkataloge genannt,[31] ebenfalls durch. Diese galten als »Krönung der bibliothekarischen Arbeit«,[32] weil sie die Büchermassen wissenschaftstheoretisch begründet »systematisch« aufteilten und in Untergruppen verzeichneten, die sich mehrfach verzweigten.[33] Ihre Benutzung erforderte freilich einigen Sachverstand. Zwar gingen Bibliotheken seit den zwanziger

27 EDV in der Universitätsbibliothek. Zehn Terminals rationalisieren die Ausleihe, in: Mitteilungen/Universität zu Köln 1985, Nr. 2, S. 8 f.

28 Keysser: Einrichtung, 1885.

29 Hilsenbeck: Begrüßungsrede, 1928, S. 438.

30 Nikolaus Bernau: Was wird aus dem Berliner Zettelkatalog? FAZ 19.8.2025; Ulrich Johannes Schneider: Vom Nutzen der Verzettelung, FAZ 31.1.2026.

31 Karl Löffler: Einführung, 1956, S. 84.

32 Buzás: Bibliotheksgeschichte, 1978, S. 135 f.

33 Karl Löffler: Einführung, 1956, S. 84.

Jahren des 20. Jahrhunderts immer mehr davon ab, die Werke in ihren Magazinen nach der Systematik der Kataloge aufzustellen. Doch während sich für die Ordnung im Magazin pragmatische Lösungen fanden, blieb die Frage, wie man die wachsenden Büchermassen katalogtechnisch beherrschen und dem Publikum bestmöglich zur Verfügung stellen könne auf Jahrzehnte hinaus ungelöst. Es fand sich nämlich kein Verfahren, das dem raschen Wandel der Anschauungen und Lehren im Zuge der rasanten Entwicklung der Wissenschaften gerecht geworden wäre. Auch in Köln versuchte man, den Schwächen des systematischen Katalogs zu begegnen. Dass der Schlagwortkatalog, von manchem als das »Wunderkind der neuen Zeit« gefeiert,[34] tatsächlich in die Richtung wies, aus der einmal die Lösung kommen sollte, ahnte vorerst niemand.[35] Doch ließ sich eine Suchmöglichkeit, die nicht auf einem bestimmten wissenschaftstheoretisch begründeten System beruhte, mit dem mechanischen Zettelkatalog nicht verwirklichen. Die technischen Voraussetzungen schuf erst die elektronische Datenverarbeitung. Sie brachte auch das leidige Problem des fruchtlosen Nebeneinanders von Zentrale und Institutsbibliotheken einer Lösung näher. Doch liegt diese Geschichte jenseits des hier untersuchten Zeitraums.

War bei früheren Studien der Zugriff auf die einschlägige schriftliche Überlieferung noch beschränkt gewesen, sei es wegen gesetzlicher Sperrfristen, sei es, weil die Restaurierung von Akten des ruinierten Kölner Stadtarchivs erst begonnen hatte, ist die Quellenlage inzwischen ersprießlicher. Das gilt für das Kölner Universitätsarchiv wie für das Stadtarchiv, auf deren Überlieferungen sich diese Arbeit hauptsächlich stützt. In der Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München wurden zudem Akten des Vereins Deutscher Bibliothekarinnen und Bibliothekare e. V. gesichtet, jene des Verbandes der Bibliotheken des Landes NRW e. V. im Landesarchiv in Duisburg. Dieses hält auch die Entnazifizierungsakten wichtiger Akteure großenteils online bereit, während sich die entsprechende Überlieferung eines relevanten städtischen Dezernenten im Karlsruher Generallandesarchiv fand. Informationen über das Schicksal von Klosterbibliotheken, denen während des Zweiten Weltkriegs das Interesse der USB gegolten hatte, halten das Brühler Stadtarchiv, das Kölner Diözesanarchiv und die Diözesanbibliothek bereit. Einzelne Dokumente fanden sich im Bundesarchiv und im Geheimen Staatsarchiv. Eine schier unerschöpfliche Quelle bildete neben anderen bibliothekswissenschaftlichen Periodika das »Zentralblatt für Bibliothekswesen«.

Einschließlich der Entwicklung der drei städtischen Bibliotheken, aus denen die USB entstand, fällt die hier vorgelegte Geschichte der Universitäts- und Stadtbibliothek in die Epoche des Zettelkatalogs und erstreckt sich über vier politische Systeme und zwei große Kriege. Die Darstellung beginnt in Kapitel 1 mit der Vorgeschichte der 1919/20 zwischen Universitätskuratorium und Kommune ausgehandelten Errichtung einer Universitäts- und Stadtbibliothek aus

34 Ebd., S. 143.

35 1947 bemerkte Georg Leyh, wenn es um »öffentliche Kataloge« gehe, besitze kein System mehr genug »innere Überzeugungskraft«, als dass es zu seiner Benutzung nicht »der ›Eselsbrücke‹ des Schlagwortregisters« bedürfe. Leyh: Bibliotheken, 1947, S. 26.

drei entfernt voneinander liegenden städtischen Büchersammlungen. Beschrieben wird in Kapitel 2 der separate Weg dieser drei Abteilungen in den zwanziger Jahren, die sich unter widrigen Bedingungen bemühten, den Ansprüchen an eine Universitätsbibliothek gerecht zu werden. In der Weltwirtschaftskrise kämpften sie um knappe Mittel, und die USB als Ganze konkurrierte mit anderen Interessenten um Räume im Neubau der Universität, wovon Kapitel 3 handelt. In Kapitel 4 geht es um die Umstände, unter denen ein neuer Bibliotheksdirektor 1933 sein Amt in Köln antrat, und darum, wie er seine Position in Stadt und Universität konsolidierte. Wie er die Bibliothek, nicht ohne die politischen Gewaltverhältnisse zur Vermehrung ihrer Bestände zu nutzen, zwischen den Wünschen der Professorenschaft, den Anordnungen des NS-Regimes und den Interessen der Kommune durch den Zweiten Weltkrieg manövriert hat, untersucht Kapitel 5, das zugleich ein Licht auf die Ambivalenz der Bibliothek als einer »städtischen« Einrichtung wirft. In Kapitel 6 wird gefragt, warum und wie sich die USB, die wegen ihrer knappen Bestände lange wie keine andere deutsche Universitätsbibliothek auf den Fernleihverkehr angewiesen war, nach 1945 unversehens zum Primus unter ihren westdeutschen Schwestern mauserte. Wie in Kapitel 7 beschrieben, feierte sich Köln bald als bibliothekarisches Zentrum des jungen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen, ehe die USB nach zähen Verhandlungen um das Eigentumsrecht an ihren Sammlungen gemeinsam mit der Universität auf den Haushalt des Landes überging. Damit endete ihre Zeit als »städtische« Anstalt, und sie bog ein in die Normalität ihrer Schwestereinrichtungen.

1. Bücher für die neue Universität

1.1 Drei Kölner Bibliotheken

Am 4. Januar 1919 erlaubte das preußische Staatsministerium der Stadt Köln überraschend, eine Universität zu gründen. Oberbürgermeister Konrad Adenauer hatte zugesagt, die neue Hochschule allein aus der Stadtkasse zu finanzieren. Für ihn ging es um das Prestige Kölns als Metropole des Rheinlands, für seinen Mitstreiter Christian Eckert, den langjährigen Studiendirektor der Städtischen Handels-Hochschule Cöln, darum, dieser als Fakultät einer Universität das ersehnte Promotionsrecht zu sichern.[1] Für die Neugründung gab es kein Konzept. Erst recht fehlte eine Vorstellung davon, wie die Hochschule mit wissenschaftlicher Literatur zu versorgen wäre. Doch musste für dieses Problem eine Lösung her, um mit dem preußischen Kultusministerium einen Vertrag über die Universitätsgründung abschließen zu können. Die Stadt besaß drei Büchersammlungen, auf die sich zurückgreifen ließ: die der Handelshochschule, die der Akademie für praktische Medizin und die der Stadtbibliothek. Jede besaß eine eigene längere oder kürzere Geschichte, und sie unterschieden sich bei Bestand, Organisation und Profil ihrer Führungskräfte. Literatur für die ersten beiden zu gründenden Fakultäten, die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche sowie die Medizinische Fakultät, gab es in der Bibliothek der Handelshochschule und der Akademie für praktische Medizin.

Mit der Gründung der Handelshochschule im Jahr 1901 hatte die Stadt einem Wunsch des Kölner Wirtschaftsbürgertums entsprochen, seinem Nachwuchs eine moderne Spezialausbildung zu ermöglichen, wie sie keine Universität bot. Unterstützt von der Berliner Universitäts- und der Königlichen Bibliothek entstand in der Handelshochschule »eine große wissenschaftliche Bibliothek«, die zu einer »umfassenden Spezialbibliothek für die Interessen des Handels und der Industrie« werden sollte.[2] Ihr Sammelschwerpunkt lag auf der kaufmännisch-betriebswirtschaftlichen Literatur.[3] Hinzu traten Finanzwissenschaft und Statistik, Privates und Öffentliches Recht sowie Wirtschaftsgeschichte, ferner Wirtschaftsgeographie, mechanische und chemische Technologie, Warenkunde, Handelstechnik und nicht zuletzt moderne Sprachen. Neuerscheinungen dieser Gebiete, auch ausländische, wurden kontinuierlich beschafft. Die Kölner Stadtbibliothek überließ einschlägige Werke aus ihrem Bestand.[4] Unternehmen, Handelskammern und Interessenverbände lieferten Geschäftsberichte und Bilanzen, und es gingen regelmä-

1 Zu den Umständen der Gründung der Universität zu Köln Edelmann: Adenauers, 2019, S. 41–94.

2 Morgenroth: Bibliothek, 2008, S. 166.

3 Rabius: Entwicklung, 1976, S. 9.

4 JDB 6.1908. Daten aus dem »Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken« (JDB) hier und im Folgenden, wenn nicht anders angegeben, nach dem alphabetischen »Verzeichnis der Bibliotheken« unter dem betreffenden

ßig ansehnliche Geldspenden sowie Buchgeschenke, oft auch ganze Bibliotheken ein.[5] Obwohl diese Geschenke durchweg die Käufe überstiegen, wuchs die Sammlung »organisch«.[6] 1910 hielt die Bibliothek auch bereits 465 wissenschaftliche Zeitschriften, darunter 77 ausländische. 40 Zeitungen sowie über 200 Zeitschriften und andere Periodika lagen im Lesesaal aus.[7]

Als die Handelshochschule 1907 einen repräsentativen Neubau am Agrippina-Ufer bezog, erhielt die Bibliothek mit ihren inzwischen mehr als 30.000 Bänden einen eigenen Flügel im ersten Stock des Haupttrakts. Es gab zwei Magazine mit insgesamt 450 Quadratmetern Fläche zuzüglich Reserven im Dachgeschoss, die Platz für das Fünffache des Bestandes boten. Der alphabetische Katalog befand sich in Lipmanschen Kapseln, die 1897 in Gebrauch gekommen waren und die Zettel mit Metallklammern in der angelegten Ordnung hielten.[8] Die Karten der systematischen Kataloge standen wohl bereits in »geschützten« Kästen,[9] bei denen eine durchgehende eiserne Führungsstange Unbefugte daran hinderte, Zettel herauszunehmen. Beide Systeme konnten nur vom Bibliothekspersonal mit einem Schlüssel geöffnet und daher auch vom Publikum benutzt werden. Die Bücher waren nach »möglichst eingehenden systematischen Spezialeinheiten« aufgestellt, auch damit Dozenten und fortgeschrittene Studierende sich im Magazin »leicht selbst … orientieren« konnten.[10] Es wurde ein Schlagwortregister begonnen, um das Bibliographieren zu erleichtern.[11] In zwei modern eingerichteten Lesesälen gab es 32 Plätze für Dozenten und 64 für Studierende.

1911 ernannte das Kuratorium der Handelshochschule Georg Witzel zum »Vorstand« der Bibliothek.[12] Witzel, 1881 in Offenbach am Main geboren, hatte Nationalökonomie, Geschichte sowie Philosophie studiert und war 1908 in Marburg mit der Dissertation »Gewerbliche Studien zur Niederländischen Einwanderung in Deutschland im 16. Jahrhundert« promoviert worden. In Köln hatte ihn zunächst 1909 das Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsarchiv eingestellt, das noch dem Stadtarchiv angegliedert war.[13] Als Leiter der Bibliothek der Handelshochschule gehörte Witzel deren Bibliothekskommission an und war Stellvertreter des Vorsitzenden Christian Eckert.[14] Ihm unterstanden ein Büroassistent und ein Bürogehilfe sowie ein Kopist und ein

Ort, nach dem alphabetischen »Verzeichnis der wissenschaftlichen Bibliotheksbeamten« unter dem jeweiligen Namen sowie im Teil »Betriebsstatistik« nach deren Systematik.

5 ZfB 21.1904, S. 345; 27.1910, S. 225.
6 Tiwisina: Kataloge, 1950, S. 79.
7 Rabius: Entwicklung, 1978, S. 10 f.
8 Fickert: Entwicklung, 2003, S. 39.
9 Trebst: Kataloge, 1935, S. 108.
10 Morgenroth: Bibliothek, 1908, S. 166.
11 Eckert: Handels-Hochschule, 1913, S. 168.
12 BArch R 4901/13280.
13 VBK für 1913, S. 24; Witzel: Studien, 1910, S. 67.
14 Eckert: Handels-Hochschule, 1913, S. 169 f.; 1916, S. 176.

Diener.[15] Als Dozent im Nebenamt bot er ein einstündiges Kolloquium »Einführung in die Statistik« im Fach Volkswirtschaftslehre und eine einstündige Übung in »Bibliothekskunde« an.[16]

Nach der Gründung der Akademie für kommunale und soziale Verwaltung 1912 hieß die Einrichtung, der Witzel vorstand, schlicht »Hochschulbibliothek«. Die Zahl der Studierenden, die sie zu versorgen hatte, wuchs auf über 700 an.[17] Als Sammelgebiete kamen Kommunalrecht, -wirtschaft und -politik hinzu.[18] Eine neue Benutzungsordnung ersetzte jene von 1905.[19] Sie erlaubte es außer den Dozenten und den Studierenden auch den städtischen und den Beamten der Handelskammer sowie den Kaufleuten und Industriellen des Kammerbezirks Köln, die Bibliothek unentgeltlich sowie selbst an Sonn- und Feiertagen zu benutzen.[20]

1914 belief sich der Vermehrungsetat einschließlich eines ansehnlichen Zuschusses der Handelskammer auf 15.500 M. Der Bestand umfasste jetzt über 60.000 Bände. Im Berichtsjahr 1913/14 gingen knapp 17.000 Werke über die Ausleihtheke.[21] Fehlendes wurde aus der Stadtbibliothek, seit 1910 auch im Fernleihverkehr besorgt. Außer der Hauptbibliothek gab es an den beiden Hochschulen Seminarbibliotheken, deren Zahl bis 1919 auf zehn anwuchs.[22] Diese Handbibliotheken enthielten Lehrbücher und Nachschlagwerke, auf die Lehrende wie Studierende direkt zugreifen konnten. Sie waren von Anfang an gefördert worden, denn an der Handelshochschule fand der Unterricht »mehr noch als an den Universitäten« in Seminaren und Übungen statt. Dank der räumlichen Nähe ließen sich diese Sammlungen von der Zentrale aus gut betreuen. Sie wurden großzügig aus dem allgemeinen Bibliotheksfonds bezuschusst.[23]

Mit dem starken Wachstum der Studierendenzahlen stiegen die Anforderungen an die Organisation und den Betrieb der Hochschulbibliothek. Noch vor dem Ersten Weltkrieg wurde die Ordnung des systematischen Katalogs erneuert, die Zahl der Unterabteilungen reduziert. Im Magazin ordnete man die Werke darin nicht mehr alphabetisch, sondern nach dem Erscheinungsjahr an. Jedes Buch erhielt eine Signatur, die sich aus der Unterabteilung sowie einer fortlaufenden Nummer zusammensetzte. Diese wurde auf die Zettel des alphabetischen wie des systematischen Katalog übertragen. Um das Bibliographieren zu erleichtern, sollte ein Schlagwortregister entstehen.[24] Als der Erste Weltkriegs begann, hatte man rund die Hälfte des Bücherbestandes neu geordnet. Dann gerieten die Arbeiten aus Personalmangel ins Stocken.[25] Zugleich ging die Zahl der Studierenden zurück. Die

15 JDB 12.1914.
16 Eckert: Handels-Hochschule, 1918, S. 15, 26, 41.
17 Ders.: Handels-Hochschule, 1916, S. 172.
18 Rabius: Entwicklung, 1976, S. 9.
19 ZfB 22.1905, S. 547 f.
20 Benutzungsordnung 1912, S. 3.
21 Eckert: Handels-Hochschule, 1916, S. 173.
22 Vorlesungsverzeichnis SHHC Sommersemester 1919, S. 7 f.
23 Morgenroth: Bibliothek, 1908, S. 168.
24 Eckert: Handels-Hochschule, 1913, S. 168.
25 Ders. Handels-Hochschule, 1916, S. 174 f.

Verwaltungsräume wurden als Lazarett eingerichtet, die Benutzungszeiten eingeschränkt, Etat und Personal reduziert.[26] 1919 standen in der Hochschulbibliothek rund 80.000 Bücher.[27]

Über eine passable Büchersammlung verfügte auch die Akademie für praktische Medizin, eine Fortbildungseinrichtung für angehende Ärzte nach dem Universitätsstudium.[28] Zunächst hatte sich die Akademie damit begnügt, die in der Stadtbibliothek deponierte Sammlung des Niederrheinischen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege[29] und gegen ein Entgelt auch jene des Allgemeinen Ärztlichen Vereins mitzubenutzen. 1906 richtete sie dann im Nordflügel des Verwaltungsgebäudes der Städtischen Krankenanstalt auf der Lindenburg eine eigene Bibliothek ein. Die Stadtverwaltung bewilligte 20.000 M für einen Grundstock an Literatur. Mehrere deutsche Universitäten stellten Sammlungen von Dissertationen bereit. Schenkungen ganzer Privatbibliotheken aus dem In- und Ausland ließen den Bestand kontinuierlich wachsen.[30] 1908 begann die Arbeit an einem alphabetischen und einem systematischen Katalog, beide mit Zetteln in geschützten Kästen. Bei ersterem kamen die Preußischen Instruktionen zur Anwendung.[31]

Die Bibliothek im Verwaltungsgebäude bildete die »Zentralstelle und Verwaltung« sämtlicher Hausbüchereien in den Abteilungen des Klinikums[32] und koordinierte auch deren Anschaffungen. Während sie Literatur »allgemein medizinischen Inhalts« kaufte, erwarben die Abteilungen aus Etats, die den Chefärzten persönlich zustanden, Werke ihres jeweiligen Spezialgebiets, die sie entweder bei sich aufstellten oder der Zentrale übergaben. Trotz begrenzter Mittel ließen sich daher fast alle wichtigen Neuerscheinungen anschaffen.[33] So genügte die junge Einrichtung als Präsenzbibliothek den Bedürfnissen ihrer Nutzer.[34] Nicht zuletzt dank kurzer Wege im städtischen Großklinikum kooperierten die Hausbibliotheken gut mit der Zentrale. 1915 belegte die Bibliothek, die seit 1910 am überörtlichen Leihverkehr in Preußen teilnahm, im Verwaltungsgebäude der Lindenburg bereits sechs große Räume.[35] Dozenten und Ärzten standen zwei Lesesäle zur Verfügung.[36] In den letzten beiden Kriegsjahren hielt eine kurzfristig ausgebildete Hilfskraft den Betrieb allein aufrecht.[37] 1919 betrug der Vermehrungsetat 2.500 M, und der Bestand, mehrheitlich Zeitschriften und Dissertationen, war auf 33.000 Einheiten angewachsen.[38]

26 Ebd., S. 170.
27 JDB 14.1920.
28 Freitäger: Moritz, 2004, S. 27.
29 Für diese wurde seit 1891 ein systematischer Bandkatalog geführt. Trebst: Kataloge, 1935, S. 108.
30 Kricker: Bibliotheken, 1938, S. 34, 36.
31 Trebst: Kataloge, 1935, S. 108 f.
32 JDB 12.1914.
33 Hochhaus: Jahre, 1915, S. 28.
34 Kricker: Bibliotheken, 1938, S. 44.
35 Ebd., S. 35.
36 Hochhaus: Jahre, 1915, S. 27–30; JDB 12.1914.
37 Kricker an Eckert 21.1.1920, UAK 9/158; Kricker: Bibliotheken, 1938, S. 41.
38 Ebd., S. 43.

Während die Hochschulbibliothek und die Bibliothek der Akademie für praktische Medizin die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche sowie die Medizinische Fakultät versorgen konnten, sollte die neue Universität nach Jahresfrist auch eine Juristische und eine Philosophische Fakultät erhalten. Das warf massive Probleme auf. Denn die 1388 gegründete und 1798 geschlossene Kölner Universität hatte – abgesehen von einer »etwas ansehnlichere[n]« Bibliothek der Artistenfakultät in vorreformatorischer Zeit – eine »eigentliche« Bibliothek, auf die sich zurückgreifen ließ, weder in den ersten anderthalb Jahrhunderten ihrer Blüte noch in den folgenden drei Säkula ihres Verfalls besessen.[39] Zwar verfügte die Hochschulbibliothek über einen Grundstock an naturwissenschaftlicher Literatur und konnte daher fürs Erste die entsprechenden Fächer der Philosophischen Fakultät versorgen. Für die geisteswissenschaftlichen Disziplinen blieb aber nur die Stadtbibliothek. Diese war als selbständige Einrichtung und unter diesem Namen erst 1880 entstanden.[40] Bis dahin hatte man den städtischen Bücherbesitz, darunter die alte Syndikatsbibliothek und die von Ferdinand Franz Wallraf geerbte Sammlung, ohne fachkundige Betreuung an wechselnden Orten aufbewahrt.[41] Fortan verwaltete Adolf Keysser, seit 1873 an der Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg neben seinem Jurastudium als Bibliothekar vorgebildet, promovierter Jurist und seit 1878 Bibliothekssekretär im Kölner Stadtarchiv, die inzwischen etwa 35.000 Bände starke Sammlung.[42] Rund 700 Handschriften und 250 Fragmente blieben – eine kölnische Besonderheit – in der Obhut des Archivs, weshalb von vornherein eine beklagenswerte Lücke im Bestand der späteren Universitätsbibliothek klaffte.[43] 1884 kam ein Vertrag zur gemeinsamen Verwaltung der Stadt- und der bereits gut geführten Gymnasialbibliothek zustande,[44] welche die Stadtbibliothek im Jahr darauf als dauerndes Depositum übernahm.[45]

Keyssers Stelle als Gemeindebeamter wurde 1887 etatisiert.[46] 1894 trat Otto Zaretzky, promovierter Historiker und wie Keysser evangelisch, nach einer Gehilfenzeit in Göttingen als »Assistent« in die Kölner Stadtbibliothek ein und stieg 1900 zum »Bibliothekar« auf.[47] Zaretzky, der bald als einer »der besten Kenner des alten Buchdrucks und der Buchillustration« galt,[48] verzeichnete hauptsächlich die rund 2.300 Inkunabeln und die Drucke aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1900 kam der Katholik Joseph Gotzen dazu. Nach der Promotion mit einer literaturgeschichtlichen Dissertation im Jahr 1904 stellte ihn die Stadt als wissenschaftlichen Hilfsar-

39 Erman: Geschichte, 1919, S. 6.
40 StVV 8.7.1880, S. 202; Jung: Keysser, 1998, S. 233.
41 Löffler: Bibliotheksgeschichte, 1923, S. 43–51.
42 Nörrenberg: Keysser, 1933, S. 322–325.
43 Leyh: Bibliotheken, 1957, S. 399.
44 Zur Entwicklung der Gymnasialbibliothek Löffler: Bibliotheksgeschichte, 1923, S. 44 ff.; Tiwisina: Kataloge, 1950, S. 8.
45 Holthausen: Eigentumsverhältnisse, 1984, S. 78–89.
46 1890 erhielt Keysser die Amtsbezeichnung »Direktor« und wurde 1903 zum Titularprofessor ernannt.
47 JDB 12.1914; 14.1920.
48 KLA 1.4.1928.



1 Adolf Keysser (1850–1932)

beiter ein. Als ein solcher wurde eine akademisch ausgebildete Person bezeichnet, die ohne Beamtenstatus im höheren Dienst arbeitete. 1912 stieg Gotzen zum »Bibliothekar« auf.[49] Bereits 1908 gab es einen »Volontär« und zwei »Volontärinnen«. Anders als von Keysser gewünscht, mussten die von ihm ausgebildeten »mittleren« Kräfte statt bibliothekarischer Fachprüfungen städtische Verwaltungsprüfungen ablegen.[50] Bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs wuchs das Personal auf 15 Köpfe an. Es gab außer dem Direktor sowie Zaretzky und Gotzen einen Stadtsekretär, zwei Sekretäre, einen Aktuar, eine Bibliotheksgehilfin, einen Bürogehilfen, drei Kopisten sowie zwei Diener und einen Heizer, der im Sommer als »Hilfsdiener« eingesetzt wurde.[51]

1890 verabschiedete die Stadtverordnetenversammlung eine neue, von Keysser entworfene Bibliotheksordnung. Danach war die Anstalt von einem »wissenschaftlich gebildeten Fachmann unter geordneter Mitwirkung der Bibliothek-Deputation« zu leiten. Dieser standen umfang-

49 JDB 6.1908; 14.1920.

50 Nörrenberg: Keysser, 1933, S. 324.

51 JDB 12.1914.

reiche Informations-, Regelungs- und Kontrollrechte zu,[52] etwa bei den Grundsätzen der Katalogisierung, den »Ordnungsarbeiten« in der Bibliothek oder der »Vermehrung des Bücherbestandes«. Über Anschaffungen konnte Keysser erst Jahre später frei entscheiden.[53] Auch was er unternahm, um den Bestand »durch Dublettentausch, Kauf oder Schenkung« zu vermehren, sollte »nach näherer Anweisung der Deputation« geschehen. Da diese eine »Rheinische Abteilung« aufgebaut wissen wollte, trug Keysser gezielt »Landesliteratur« zusammen. Dabei fasste er den Begriff sehr weit und rechnete alles dazu, was aus dem Land »hervorgegangen ist oder sich auf dasselbe bezieht«.[54] Die Abteilung bildete bald den Sammelschwerpunkt der Stadtbibliothek.[55] Sie wurde, wie von der Deputation angeordnet, parallel zu den Katalogen lückenlos durchnummeriert aufgestellt.[56] 1894 erschien ein erster gedruckter Katalog zur »Geschichte und Landeskunde der Rheinprovinz«, 1907 ein zweiter.[57] Obwohl angekündigt, brachte Keysser keine weiteren Kataloge mehr für das Publikum heraus. Seit 1904 verwaltete Josef Gotzen die kontinuierlich wachsende Rheinische Abteilung.

Die Kölner Stadtbibliothek profitierte davon, dass das städtische Bibliothekswesen im Deutschen Reich seit Mitte der 1890er Jahre aufblühte.[58] 1897 bezog sie, wiederum gemeinsam mit dem Stadtarchiv, das im ersten Stock unterkam, einen Neubau am Gereonskloster. Hier gab es einen großen zentralen Lesesaal. Wegen der wachsenden Bedeutung der Zeitschriften lagen als eine »besondere deutsche Errungenschaft« die neuesten Ausgaben von etwa 200 Titeln bereits in einem separaten Zimmer aus. Die zweigeschossigen Magazine mit quer zur Wand angeordneten Metallregalen standen getrennt von den Benutzerräumen, wie es dem Standard einer »modernen Gebrauchsbibliothek« entsprach.[59] Konzipiert war der Neubau für rund 300.000 Bände, was für mindestens zwei Jahrzehnte ausreichen sollte.[60] Die prosperierende Stadt Köln erhöhte den Vermehrungsetat ihrer Bibliothek von 4.000 M in den achtziger Jahren über 6.000 bis 8.000 M in den Neunzigern auf 21.000 M bei Kriegsbeginn.[61] Davon entfiel stets rund ein Viertel auf das Binden der Neuerwerbungen.

52 Veröffentlichungen, 1890, S. 64; Keysser: Stadtbibliothek, 1902, S. 12, 17.

53 Nörrenberg: Keysser, 1933, S. 322.

54 Keysser: Landesliteratur, 1908, S. 348.

55 Leyh: Bibliotheken, 1957, S. 395.

56 Tiwisina: Kataloge, 1950, S. 71.

57 Kataloge 1894 und 1907.

58 Auf der Weltausstellung in Chicago 1893 hatten deutsche Bibliothekare erlebt, welche Rolle die öffentlichen Bibliotheken im Bildungswesen amerikanischer Städte spielten und orientierten sich an diesem Vorbild. Leyh: Bibliotheken, 1957, S. 396.

59 Vorstius, Bibliotheksgeschichte, ²1936, S. 49, 47; Glauning: Jahrhundert, 1923, S. 12; Buzás: Bibliotheksgeschichte, 1978, S. 170.

60 Keysser: Stadtbibliothek, 1902, S. 13; zum Gebäude Algermissen: Stadtbibliothek, 1898/99, S. 434–437.

61 JDB div. Jge.



2 Stadtbibliothek und Stadtarchiv im Gebäude am Gereonskloster 1899

Die von Keysser verwaltete Bibliothek gewann das Vertrauen der Kölner Bürger und Bürgerinnen, was sich in ansehnlichen Bücherspenden und Vermächtnissen niederschlug. So wuchs der Bestand von 35.000 Bänden (1878) auf 250.000 Bände (1915) an. Wie bei der Hochschulbibliothek überwog auch hier die Zahl der geschenkten regelmäßig die der gekauften Bände.[62] Keysser rief unermüdlich dazu auf, der Bibliothek »überzählig« gewordene Bücher jedweder Art zu überlassen.[63] Die Leistungsfähigkeit seiner Einrichtung bemaß sich für ihn nämlich, wie zu dieser Zeit üblich, an der Menge der vorhandenen Bücher.[64] Aber trotz ihrer »zahlenmäßig ziemlich beträchtlichen Bestände« konnte die Kölner Stadtbibliothek einen Vergleich mit Universitätsbibliotheken der »gleichen äußeren Größe wie Greifswald, Kiel und Münster, die seit vielen Jahren systematisch ausgebaut« worden waren, nicht aufnehmen.[65]

62 VBK div. Jge. Als Kennziffer für die Qualität einer Universitätsbibliothek galt das Verhältnis der Zugänge durch Kauf zu denen von geschenkten Werken. Leyh: Stellung, 1936, S. 476.

63 Keysser: Stadtbibliothek, 1902, S. 14, 20.

64 Enderle: Kontinuität, 2017, S. 335.

65 Löffler: Bibliotheksgeschichte, 1923, S. 51.

Als 1890 auch in Köln, finanziert durch ansehnliche private Spenden, Volksbibliotheken entstanden, geriet Adolf Keysser mit dem von ihm verfolgten Konzept der Einheitsbibliothek in Bedrängnis. 1902 kündigte er an, dass die Stadtbibliothek als »öffentliche Bildungsanstalt« künftig »wissenschaftliche Sammlungen für die Zwecke der gelehrten Forschung, der ernsten Belehrung und der allgemeinen Bildung aller Bevölkerungsschichten« vorhalten werde.[66] Als Anfang des 20. Jahrhunderts aber an der neuen Handelshochschule und bald auch an der Akademie für praktische Medizin Fachbibliotheken entstanden, überdachte Keysser die Ausrichtung der Stadtbibliothek erneut. 1915, am Ende seiner rund dreißigjährigen Dienstzeit, stellte er fest, dass von den Besuchern »höchstens die Hälfte den gelehrten Kreisen« angehörte. Daraus ergab sich für ihn die »Notwendigkeit einer im Vergleich mit den Universitätsbibliotheken mehr populären Richtung in der Ergänzung der Bücherbestände und in der Ausgestaltung der Benutzungseinrichtungen«. In der Aufgabe, »den Bildungsinteressen auch der nicht gelehrten Kreise« zu dienen, habe die Stadtbibliothek seit ihrer Selbständigkeit nie eine »Herabsetzung« gesehen, fand Keysser.[67] Sie müsse daher die Erschließung ihrer »Schätze« an einer »sehr großen Zahl von Besuchern ohne akademische Vorbildung« ausrichten.[68] Das Sammeln von Dissertationen überließ er den Bibliotheken an der Akademie für praktische Medizin und an der Handelshochschule.

Keysser engagierte sich im jungen Verein Deutscher Bibliothekare. Als Vertreter der Stadtbibliotheken gehörte er von 1908 bis 1914 dessen Ausschuss an. Sein erster Beitrag im »Centralblatt für Bibliothekswesen«[69] dürfte manchen Zunftgenossen ermutigt haben, den modernen Zettelkatalog einzuführen. Er enthielt nämlich eine detaillierte Anleitung, wie sich die Zettel im Kasten mittels einer »starke[n] runde[n] Gummischnur« und eines »Metallknopfes« unter Zuhilfenahme einer »langen eisernen Nadel« schonend fixieren ließen.[70] Bei einem seit 1890 geführten alphabetischen Katalog, teils mit handschriftlichen Einträgen, teils mit gedruckten Titelstreifen,[71] kam diese Technik zur Anwendung. Der Katalog stand allerdings nur der Verwaltung zur Verfügung.[72]

Regeln für systematische Kataloge und für die Aufstellung der gesamten Stadtbibliothek entwarf und revidierte Keysser seit 1886 mehrfach.[73] 1907 beklagte er, dass eine systematische Erschließung der Bestände mit dem stetig anwachsenden Betrieb besonders seit dem Umzug der

66 Keysser: Stadtbibliothek, 1902, S. 12; Jung: Keysser, 1998, S. 259.

67 Keysser: Stadtbibliothek, 1915, S. 146.

68 Ders.: Standortskataloge, 1916, S. 182.

69 So die Schreibweise bis 1904.

70 Keysser: Einrichtung, 1885, S. 1–19.

71 Diese sowie Titelkärtchen stellte die spätere Preußische Staatsbibliothek seit 1892 zur Verfügung. Karl Löffler: Einführung, 1956, S. 35.

72 Trebst: Kataloge, 1935, S. 106 f.

73 Tiwisina: Kataloge, 1950, S. 16 ff.

Stadtbibliothek in den Neubau am Gereonskloster nicht habe schritthalten können.[74] 1910 begann die Arbeit an einem systematischen Katalog auf Zetteln in Kapseln, der für die Benutzer gedacht war.[75] Am Ende seiner Dienstzeit legte Keysser ein diffiziles »System für die Standortskataloge der Kölner Stadtbibliothek« vor.[76] Lobten die einen dieses als »ingeniös«,[77] bemängelten die anderen, es sei am Ende viel Zeit in eine Ordnung investiert worden, die »ausschließlich für Verwaltungszwecke gedacht« gewesen sei und »erst die Grundlage für die ›eigentlichen‹ Publikumskataloge« abgeben sollte. Keysser habe »weit mehr« geplant, »als er je hätte leisten können«, zumal es ihm an wissenschaftlichem Personal fehlte. Gesichtspunkte wie »Rentabilität, Handhabung und Brauchbarkeit für das Publikum« seien nie »ernsthaft diskutiert« worden«.[78] Als Keysser im Sommer 1915 in den Ruhestand trat,[79] schlummerten ganze Sammlungen unerfasst in den Magazinen.

1.2 Ein »preußischer« Bibliothekar: Klemens Löffler

Im März 1915 schrieb die Kölner Stadtverwaltung in der überregionalen »Kölnischen Zeitung« die Stelle des Direktors der Stadtbibliothek aus.[80] Forderungen an dessen Qualifikation oder Konfession enthielt die Annonce nicht. Der veröffentlichten Meinung galt dieses Amt jedoch als ein »für das geistige Leben Kölns sehr wichtige[r] Posten«. Weil die Bedeutung der Bibliothek hauptsächlich »in den alten, aus Klöstern stammenden Beständen und in der Abteilung Geschichte und Landeskunde der Rheinprovinz« läge, befand ein Blatt, seien »Spezialkenntnisse« ihres zukünftigen Direktors auf diesen Gebieten »wünschenswert«.[81]

Als die Stadtverwaltung Auskünfte über Klemens Löffler, einen der Bewerber, einholte, erklärte der frühere Kölner Beigeordnete Philipp Brugger, inzwischen im preußischen Kultusministerium Referent für Staats- und Universitätsbibliotheken,[82] dieser sei einer »der besten preußischen Bibliothekbeamten«. Adolf von Harnack, dem Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und Generaldirektor der Königlichen Bibliothek bzw. der Preußischen Staatsbibliothek von 1905 bis 1921, galt er ebenfalls als ein »besonders tüchtiger« Bibliothekar.[83] Der Kölner Oberbürgermeister Max Wallraf sagte Löffler daher noch im August 1915 »die Leitung der Bi-

74 Kataloge 1907, S. XXVII.
75 Trebst: Kataloge, 1935, S. 106.
76 Keysser: Standortskataloge, 1916, S. 182.
77 Nörrenberg: Keysser, 1933, S. 324.
78 Tiwisina: Kataloge, 1950, S. 16 f., 13 ff.
79 StVV 4.2.1915, S. 17.
80 KZ 22.3.1915.
81 KZ 15.8.1915.
82 Brugger war bis 1907 gleichzeitig mit Konrad Adenauer Kölner Beigeordneter gewesen.
83 Eckert DS zur Bibliotheksgründung 16.3.1920, UAK 9/154.

bliotheken mit Einschluss derjenigen der Volksbibliotheken« zu.[84] Mit der endgültigen Besetzung der Stelle wartete die Stadt indessen bis nach dem Krieg. Einen Grund dafür vermutete die »Frankfurter Zeitung« in der Sorge, dass »dem Burgfrieden Abbruch geschehen könnte«. Denn leider habe bisher in Köln, »auch wenn es sich um solche Aemter handelte, die mit dem politischen Parteiwesen garnichts zu tun« hätten, »die Parteizugehörigkeit der betreffenden Kandidaten zuweilen eine entscheidendere Rolle gespielt als ihre sachliche Eignung«.[85] Die »Kölnische Zeitung« und ihr lokaler Ableger, der »Stadt-Anzeiger«, wiesen in diesem Zusammenhang darauf hin, der »kölnische Klüngel« sei »weit über das Rheinland hinaus berühmt und berüchtigt«.[86] So blieb Löffler vorerst in Münster und die Stelle des Direktors der Kölner Stadtbibliothek vakant.[87]

Keyssers designierter Nachfolger, 1881 als Sohn eines Bauern im Eichsfeld geboren, studierte Deutsche Philologie, Geografie und Geschichte an den Universitäten Freiburg und München sowie in Münster an der Theologischen und Philosophischen Akademie, der Vorgängerin der dortigen Universität. Er gehörte der nichtschlagenden katholischen Studentenverbindung Saxonia an.[88] Schon als Student publizierte er zu historischen und philologischen Themen. Eine von der Münsteraner Theologischen Fakultät preisgekrönte Studie des 21-Jährigen über den Investiturstreit erschien 1902 in den »Osnabrücker Mitteilungen«.[89] Im Februar 1903 legte Löffler die Prüfung für das Lehramt an Höheren Schulen ab. Dem Investiturstreit galt auch das Thema seiner Dissertation. Weil er den früheren ungenauen, da »lokalpatriotisch oder lokalapologetisch gefärbte[n]« Darstellungen eine »quellenkritische Behandlung« entgegensetzen wollte,[90] was bei seinem Münsteraner Mentor auf keine Gegenliebe stieß,[91] wechselte er nach Halle zu dem liberalen Historiker Theodor Lindner, der ihn im Frühjahr 1903 promovierte. Die Dissertation erschien in den renommierten »Münsterschen Beiträgen zur Geschichtsforschung«. Daraufhin betraute die Historische Kommission für Westfalen den jungen Gelehrten mit einer Neuausgabe der Schriften des evangelischen Theologen und Historikers Hermann Hamelmann aus dem 16. Jahrhundert. 1911 erschien Löfflers »Papstgeschichte von der französischen Revolution bis zur Gegenwart«.[92] Nebenher veröffentlichte er zahlreiche Aufsätze in Fachzeitschriften.[93] Er galt bald als Kenner der westfälischen Geschichte, insbesondere der Kirchengeschichte beider Kon-

84 Löffler an Kuratorium 4.7.1930, UAK 9/161.
85 FZ 15.9.1915. S. Corsten: Jahre, 1994, S. 159, und Anhalt: Heimat, 2003, S. 17, irren hier.
86 KZ und KStA 15.8.1915.
87 JDB 13.1916.
88 Anhalt: Heimat, 2003, S. 13.
89 Löffler: Stellung, 1902.
90 Ders.: Bischöfe, 1903, S. 5.
91 Anhalt: Heimat, 2003, S. 14.
92 Löffler: Papstgeschichte, 1911.
93 Flaskamp: Löffler, 1968, S. 148–151.